

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 101 (1981)

Artikel: Arte et Marte : durch Wissenschaft und Waffen
Autor: Germann, Martin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-985227>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

MARTIN GERMANN

Arte et Marte: Durch Wissenschaft und Waffen

Die Gründungsidee der Bürgerbibliothek Zürich nach Balthasar Venators Lobgedicht von 1643/1661 und Heinrich Ulrichs Programmschrift aus dem Gründungsjahr 1629

Der hier abgebildete dekorative Einblattdruck ist der «lehr- und ehrliebenden Jugend» als Neujahrsblatt «ab der Burgerbücherei für das 1661. Jahr verehrt» worden, wie die Schlusschrift sagt; dies geschah beim traditionellen Ueberbringen der «Stubenhitzen» in den Räumen der Bibliothek, in der Wasserkirche, an jenem Neujahrstag¹.

An dem für damals wie heute lesenswerten Text und am kleinen Rätselbild der Wasserkirche auf der Insel, mit den unförmigen Erdhaufen am rechten Flussufer, wo doch die Häuser der Grossen Stadt zu sehen sein müssten, sind einige Entdeckungen zu machen.

Venators Text in Simmlers deutscher Uebersetzung

Betrachten wir das Blatt als Ganzes, gefällt uns zuerst die sorgfältige Einteilung: die Titelzeilen stehen im Kopf, eine kleine Radierung ist von einem Sinnspruch in Latein, Griechisch und Deutsch beseitet, der Text des Gedichtes sauber verteilt in zwei Spalten gesetzt, das Ganze von einer dekorativen Zierleiste als Rahmen umgeben; es ist ein gefälliges, mit einfachen Mitteln reich wirkendes Blatt, eine gute Arbeit damaliger Zürcher Typographie.

Thema des Einblattdrucks ist das Lob der Stadtbibliothek, oder, wie sie bis 1758 noch hiess, der Bürgerbibliothek. Sie war

¹ Ein Nachdruck wurde durch die Zentralbibliothek Zürich (im folgenden jeweils abgekürzt ZBZ) auf Neujahr 1979 veranlasst. — Die lateinische Fassung ist abgedruckt in der «Geschichte der Wasserkirche» von Salomon und Anton Salomon Vögelin, Zürich 1842—48, 7 Hefte (Neujahrsblatt, hg. von der Stadtbibliothek in Zürich, 1842—48), S. 55—57. Die damals noch übliche Ueberreichung am Neujahrstag selbst bezeugt Vögelin, a.a.O., S. 47.

1629, im zwölften Jahr des Dreissigjährigen Krieges, gegründet worden, war also bei der Abfassung des lateinischen Gedichtes im Jahre 1643 vierzehn Jahre, beim Druck in deutscher Sprache als Neujahrsblatt von 1661 zweiunddreissig Jahre alt. Die deutsche Fassung gibt die Gedanken des ursprünglich lateinischen Gedichts sehr genau wieder, so dass sie im folgenden in erster Linie untersucht wird.

Auffallenderweise, aber den kriegerischen Zeiten durchaus gemäss, beginnt der Text mit der Beschreibung des Kriegsgottes Mars und seiner Anhänger. Diese treffen Vorbereitungen zum Krieg, füllen ihre Zeughäuser mit Waffen und Munition, bauen etwa Festungen zur Verteidigung oder rüsten sich zum Angriff auf gegnerische Mauern.

Auf den ersten Blick mag uns ein Lobgedicht auf eine Bibliothek, das mit Mars beginnt, erstaunen. Aber der Verfasser, der offenbar das damalige Zürich gut kannte, hatte gute Gründe für sein Vorgehen, ausser jenem, dass er die Neugier seiner jugendlichen und erwachsenen Leser erregen wollte: Balthasar Venator, ein Gelehrter aus Heidelberg, hat Zürich im Jahre 1642 oder 1643 wohl auf einer Bildungsreise als Begleiter eines fürstlichen Zöglings besucht².

Das Zürcher Zeughaus war damals, nach der 1629 gegründeten und seit 1634 in der Wasserkirche untergebrachten Bibliothek, die zweite Sehenswürdigkeit der Stadt. In den Jahren 1553 bis 1560 auf der südwestlichen Seite in Gassen erbaut, enthielt es die Geschütze und Waffen des Standes Zürich, darunter als Prunkstücke auch Beutewaffen aus den Burgunderkriegen, dazu Banner und eine Armbrust, die als jene Wilhelm Tells ausgegeben wurde. Das Zeughaus galt als vorbildlich ausgerüstet und wurde von reisenden Zeitgenossen gerühmt³.

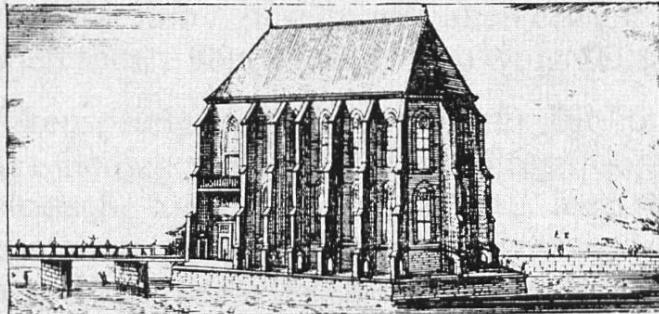
² Aus den Jahren 1632—1634 existiert ein Stammbuch Venators über seine Reise als Erzieher und Reisebegleiter des jungen Pfalzgrafen Friedrich durch die Schweiz, Frankreich und die Niederlande; aufbewahrt in der Bayerischen Staatsbibliothek, München (Cod. germ. 3293); publiziert von Rudolf Buttmann in: *Westpfälzische Geschichtsblätter*, 17, 1913, S. 15—30. — Venators Reise nach Zürich 1642 oder 1643 ist nicht genauer zu datieren. — Die Niederschrift des Gedichts ist im Druck der lateinischen Fassung datiert Meisenheim, im Juni 1643.

³ Richard Lassels, ein englischer Reisender, schreibt in seinem Reisebericht (gedruckt in französischer Sprache unter dem Titel «*Voyage d'Italie*», Paris 1671, 2 Bde, Bd. 1, S. 66): «Les choses les plus remar-

H. Balthasar Senator's vertutschtes Ehren- und Lobgeticht /

für die im 1629 jahr neu aufgerichtete Burgerbücherey
zu Zürich.

Inscriptio Bibliothecæ
veteris,
à Ptolomao Philadelpho
usurpata.
Bibliothex Phuzus
iaphetor.
Bibliotheca est Pharmacopolum & medicina an-
mæ.



Alte Überschrift
einer Bibliothec/
so Ptolomatus Philadel-
phus gebraucht.

Die Bibliothec ist eine Ave-
ther und zubereitung aller und
ieder Arzneien/ und ein rech-
tes mittel zur gesundheit der
Seelen.

Dies so an Heldenmuht dem Marsen gleich zuachten/.
Und deren Faust geschikt zu stürmen und zu schlacheen/
die vester Hauren Zirk umschanzen überall/
und sie durchlöcheren mit Straalgelichen knall:
Dieselben pflegen auch nach ihrer art und willen/
mit allerley Gewehr Zeughäuser aufzufüllen:
Das ihet man mit lust pfeil/schwerter und geschoss/
verstehe das/ so man zulezzen zündet los.
Hier finden leichte Rohr/die in dem sattel dienen/
und schwärze waaffen die/ so sich zu füss erkühnen:
Also ein ieder ihm zu sein gebrauch/er willt
was ähnlich seiner Kunst/ und ihmewol gefällt.
Zum Beispiel dient uns der Ort/ den ieder kenmet/
derschön und lieblich Ort: die Bücheren genemmet
der werthen Burgerschaft/ vor kurzem aufgericht:
da/ auf der Schafften mäng/vil Bücher im gesicht/
von heiligen begriff/ in schöner ordnung stichen:
Auf mehr als einem Pult gibt Moses sich zuschen:
Hebreer/Araber/Chaldeer und Assur/
in ihrer Mundart hier/ sich hören lassen pur:
Hier fleußt der Griechen Red/ und der Lateiner Wassen:
Hier kanst in bender Spraach die alten Vätter grüssen:
Was auf dem Rechten dem/ der die Gesetzetreibt/
zu wissen nöthig sen/ hier unvergessen bleibt.
Hier sagt der Arzten Kunst/ hier findet man zulezen
was mitlen einer mög vom Weh und Tod genesen.
Nach einem Reigen dir zuschauen kommen vor
vil Männer/ deren Lob gestigen ist empor/
die Himmel/Erd und Meer so hoch und tieff ergrändet/
dass nichts verborgenes vor ihnen sich befindet.
Wer aber sagt es ganz? weil dises Werk sich mehrt/
und so von stund zu stund in grösstes sich verkehrt.
O Zürich/ unter deß/ mit angefangnem Werke:
fahr immer enfrig fort: der Nachwelt zum Generke:
dass/ dessen yngedenk die Kindes/ kinder sich
verwundern deiner Saab/ und rühmen ewig dich.

Das Lob der Tapferkeit/ so man im Krieg erwirbet/
dir waren nie gebrach; noch nicht; auch nicht ersterbet:
Gott aber lasse dir die Prob nicht selbs zutheil/
dann auch benn besten Krieg ist wenig mir und heil.
Des Friedens Schätz und Kunst/ und schöne nuzbarkeiten
in euere Gebiet und Kirchen sich auszubreiten!
Der wüste Rost verderb Spiss/Schwerter und Rapier/
der Helden heller Glanz sich überal verlier.
Die Fahnen fliegen nicht/ der staub sie überdeckt:
die schädlich Schabe sich ins Kriegs-Gezelt versickte:
Hingegen öffne sich manch schöne Bücheren/
da tedes stukt geziert und wolgebunden sen.
Hier grüne nicht der Kranz/ den Mars mit fräselwindet/
besonder der allein/ den Phoebus künstlich bindet:
Das Delblat wird hirren: als Friedenskrey: gesetzt:
Hier wird das Pindus-volk am schatten wol ergezt:
Wann dises so geschah/wie gern wol ich vergessen
des elnds/drinnen ich am Nekterstrom gefessen:
verdauen wol ich gar/ was meinem Vatterland
geraubet/ und gen Rom verschilt des Feindes hand.
Ach! schwerer Bücherkar/ wie hast du doch gefriert?
Ihr Güterwagen/Ach! wie habt ihr/ angeschirret/
so reichen Raub entfährt! Doch stell ich eyn die Klag
die von des Räubers hand nichts widerbringen mag.
Ich wünsche den verlust vil mehr ersezt zuschen/
durch anderer Bücheren gesegnets auferstehen.
Der waare Gottesdienst/ glaubt/glehrte/ froimkeit/ treu/
mein alten Zürich seind/ von langem her/ nicht neu:
Nun aber glaubt ich best: [fals nicht ist zu vernichten
was der Poeten vil/ in ihren Schriften/ tichten]
Es sen das Kunsteberg/ der Musen Thron und Zelt:
wanns nicht zu Zürich ist: an keinem ort der Welt.

Der Lehr- und Eheliebenden Jugend in Zürich/
ab der Burgerbücherey daselbst/
für das 1661. Jahr/ vercheit.

Der Dichter stellt uns nun mitten hinein in ein solches Waffenarsenal, wo die traditionellen Hieb- und Stosswaffen noch längst nicht vollständig von den Feuerwaffen, auch sie in vielen Arten vorhanden, verdrängt sind. Hier im Zeughaus wählt sich jeder das Kampfwerkzeug, das seinem Können am besten entspricht, und das ihm gefällt; damit leitet der Dichter geschickt über zur Bibliothek, und der letzte Zweizeiler über das Zeughaus wird zugleich zum ersten Vers über die Bibliothek:

«Also ein jeder ihm / zu seim gebrauch erweltt
was ähnlich seiner Kunst / und ihme wolgefällt».

Dieser Gedankensprung vom Zeughaus zur Bibliothek ist der unerwartetste des Gedichts; er wird durch diesen doppeldeutigen Zweizeiler rhetorisch kunstvoll eingeleitet; hier denkt man gleich an Erasmus, der ja sein 1501 geschriebenes «Handbüchlein eines christlichen Streiters» mit dem griechischen Wort «Enchiridion» betitelt hat, das gleichzeitig «Handbüchlein» und «Handwaffe» bedeutet. Ehe wir aber voreilig auf Einfluss des grossen Rotterdamers schliessen, werden wir das Motiv näherliegend in der Bibliothek und ihrer Gründungsidee suchen.

Venator beschreibt nun die Bibliothek: jedermann kenne ihren Standort in der Wasserkirche; wenige Jahre früher sei sie gegründet worden.

Im Gedicht betreten wir nun den Bibliotheksraum, der damals vom mittleren Boden gebildet war, zugänglich über eine Wendeltreppe von der limmatseitigen Eingangspforte aus, die im Bild gut zu erkennen ist. Der Dichter schreitet mit uns Gestell um Gestell und Fach um Fach ab; damit zeigt er, dass in der Bürgerbibliothek alle Wissenszweige und Fakultäten gepflegt werden:

quables de Zuric sont l'Arsenal, ou il y a quantité de bons canons & d'autres armes: La Bibliothèque publique qui en verité est fort nombreuse...» Die Identifikation des Verfassers und den Hinweis auf das einzige Exemplar des Werks in öffentlichem Besitz in der Schweiz (Bibl. cant. et univ., Lausanne, Sign. C 1275) verdanke ich Herrn J.-D. Candaux, Genf. — Lit. zum Zürcher Zeughaus bei Gustav Jakob Peter: Ein Beitrag zur Geschichte des zürcherischen Wehrwesens im 17. Jahrhundert. Diss. Zürich 1907, S. 119 ff. — Ein Zeughaus-Inventar von 1644 ist abgedruckt im Neujahrsblatt der Feuerwerker . . ., 1852, S. 64ff. — Vgl. auch: Monika Gasser: Zürich von aussen gesehen; die Stadt im Urteil ihrer Besucher vom Ende des 15. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Zürich 1973.

voran die drei biblischen und humanistischen Sprachen Latein, Griechisch und Hebräisch, dann die orientalischen, wie es sich der Vaterstadt vieler Orientalisten geziemt, dann die nützlichen Wissenschaften der Juristen und Mediziner, hinüber zu den Werken der Naturkundigen,

«die Himmel, Erd und Meer / so hoch und tieff ergründet,
dass nichts verborgenes / vor ihnen sich befindet.»

Die neuzeitlichen Naturwissenschaften standen damals am Anfang ihres Aufschwunges. Entscheidende Entdeckungen waren gemacht und drangen ins Bewusstsein der Zeitgenossen, wenn auch nur langsam, und in ihrem generationenlangen Fortschreiten nur dem Gebildeten und Belesenen bewusst.

1642, zur Zeit von Venators Zürcher Aufenthalt, starb Galilei, der Begründer der modernen Astronomie; im gleichen Jahr wurde Isaac Newton, der Entdecker der universalen Gravitationskraft, geboren. Da beide an die achtzig Jahre alt geworden sind, umfasste beider Leben die gesamte Uebergangszeit von der Lehre, dass die Erde feststehender Mittelpunkt des Universums sei (wie sie der dänische Astronom Tycho Brahe, 1546—1601, noch vertreten hatte) bis zur Propagierung des heliozentrischen Systems durch Voltaire (1694—1778), der 1727 an Newtons Staatsbegräbnis in London teilgenommen hat, erstaunt darüber, dass das Volk den Toten wie einen König verehrte.

Unser Dichter spricht als einer, dem die Zunahme des Wissens ein Anliegen ist:

«Wer aber sagt es ganz? Weil dieses Werk sich mehrt
und so von Stund zu Stund in grössers sich verkehrt . . .»,

brauche auch Zürich eine Bibliothek.

Die Zahl der Bücher wächst ständig, lesen wir im lateinischen Original (copia . . . crescit crescentibus horis). Der Wissensdurstige, der sein Wissen in Stand halten will, ist auf eine Bibliothek, die wächst und gedeiht, angewiesen. Der Dichter rühmt die neue Zürcher Bibliothek und verspricht ihr das Lob der Nachwelt. So schliesst der erste Teil des Gedichtes:

«O Zürich / unterdess / mit angefangnem Werke
fahr immer eyfrig fort; der Nachwelt zum Gemerke;
dass / dessen yngedenk / die Kindeskinder sich
verwundern deiner Gaab / und rühmen ewig dich.»

Dann greift er zurück zum ersten Thema, zum Krieg. An Kriegsruhm habe es der Stadt nie gefehlt, und es werde ihr auch nie daran fehlen: eine Prophezeiung, die 13 Jahre später im ersten Villmergerkrieg, 1656, fünf Jahre vor dem Druck dieser deutschen Fassung des Gedichtes, für Zürich nicht in Erfüllung gegangen ist. Mit dem folgenden Zweizeiler

«Gott aber lasse dir die Prob nicht selbs zutheil /
dann auch beym besten Krieg ist wenig nuz und heil»

warnt er vor der Erwartung, dass ein erfolgreicher Krieg Glück bringe. Darauf folgt ein erneuter Friedenswunsch für Zürich, eine Beschwörung der glücklichen Friedenszeiten.

Zum dritten Mal springen seine Gedanken auf den Krieg zurück, und es folgt der Fluch auf alle Waffen, Rüstungen, Zelte und Fahnen, auf alle Hilfsmittel des Krieges. Der Dichter wünscht sich, dass dafür viele Bibliotheken sich öffnen, wo nicht der Lorbeer des Krieges, sondern jener des Friedens wächst. So könnte er, der den Krieg aus eigener Erfahrung kennt, vergessen, dass er, in seiner Universitätsstadt Heidelberg als junger Gelehrter, die Verschleppung der berühmten pfälzischen Bibliothek nach Rom miterleben musste:

«Ach! schwerer Bücherkarr, wie hast du doch gekirret?
Ihr Güterwagen, Ach! wie habt ihr, angeschirret /
So reichen Raub entführt?»

Es sind die Worte eines Augen- und Ohrenzeugen, dem dieses Ereignis Heimat, Stellung und Karriere zerstört, seiner Heimat das Beste geraubt hat.

Die Einnahme des ebenfalls reformierten und auch an Einwohnerzahl der Stadt Zürich vergleichbaren Heidelberg durch das Heer des Herzogs Maximilian von Bayern unter dem Feldherrn Tilly geschah am 19. September 1622⁴. Papst Gregor XV. hatte sich die Bibliothek schon zum voraus vom Herzog versprechen lassen. Die Heidelberger Schreiner mussten an die hundert Kisten aus dem Kirchengestühl herstellen, da in der geplünderten Stadt kein geeignetes Material mehr übrig war. Am 14.

⁴ Das folgende nach Hans-Otto Keunecke: Maximilian von Bayern und die Entführung der Bibliotheca Palatina nach Rom. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens. 19, 1978, Sp. 1401—1446, besonders Sp. 1416 bis 1421.

Februar 1623 brach der päpstliche Kommissar von Heidelberg auf: 50 Frachtwagen transportierten mehr als 3500 Handschriften und 5000 Drucke; der Zug wurde gesichert durch eine von Tilly bereitgestellte Eskorte. Rom wurde am 9. August erreicht⁵.

Venator hat keine Hoffnung auf Rückgabe⁶; aber er könnte sich trösten mit dem Erblühen anderer Bibliotheken, neuen Herbergen für den alten Geist, den er bestimmt als Gottesdienst, Glaube, Gelehrsamkeit, Frömmigkeit, Treue, alles Tugenden, die er in Zürich in besonderem Masse gefunden habe. Ein Vergleich Zürichs mit dem Sitz der Musen, dem Olymp, schliesst das Lobgedicht:

«Nun aber glaub ich vest: (fals nicht ist zu vernichten
was der Poeten vil / in ihren Schrifften tichten)
Es sey das Kunstgebirg / der Musen Thron und Zellt;
wanns nicht zu Zürich ist; an keinem ort der Welt.»

Das Bild der Wasserkirche

Der Betrachter der Radierung — sie stammt von Conrad Meyer (1618—1689), der als Kupferstecher zusammen mit unserem Uebersetzer Johann Wilhelm Simmler 1645 die Tradition der Zürcher Neujahrsblätter begründet hat — stellt fest, dass es sich um eine Ansicht der Wasserkirche vom Wellenberg her, flussabwärts gesehen, handelt. Vom linken Bildrand führt die Münsterbrücke, damals «Obere Brücke» genannt und seit 1566 auf steinernen Pfeilern stehend (die im Bild gut zu erkennen sind), über den Fluss zum 1563/64 erbauten Helmhaus, das noch (bis 1791) ein kleiner hölzerner Anbau an die Wasserkirche

⁵ Als Motiv für den päpstlichen Wunsch auf Auslieferung der berühmten Bibliothek werden heute in erster Linie die Entschädigung für die Beteiligung an den Kriegskosten, in zweiter Linie das Besitz- und Sammeleresse des Papstes und seiner Ratgeber betont, so Keunecke, a.a.O., Sp. 1424. — Gebildete reformierte Zeitgenossen befürchteten vor allem eine Entwaffnung von allen geistigen Waffen und gelehrtem Rüstzeug, siehe unten. — Die erstgenannten Motive wirkten auch bei der Entführung der St.-Galler Stiftsbibliothek durch die Zürcher und Berner im 2. Villmergerkrieg, 1712.

⁶ Erst 1815 wurde ein Teil der 1623 entführten Handschriften nach Heidelberg zurückgegeben, nämlich 848 deutsche und 4 lateinische, vgl. Keunecke, a.a.O., Sp. 1424.

ist. Im Vordergrund tummelt sich die Zürcher Jugend in den Fluten, ein althergebrachtes Vergnügen, das schon vor der Reformation bezeugt ist⁷. Im Jahre 1525 hat der Rat verboten, in die Limmat zu springen und «ein sölch geschrei und brüelen zu verführen, als dann bisher geschehen ist», welches Verbot allerdings nicht lange eingehalten worden ist, wie aus den Jahren 1576 und 1581 bekannt ist, und wie hier im Bild von 1661 gezeigt wird.

Auch darin ist die Radierung getreues Abbild der Wirklichkeit.

Für uns moderne Betrachter wohl besonders auffallend ist die Insel, auf der die Wasserkirche steht. Man bedenke, dass bis zum Bau der jetzigen, steinernen Münsterbrücke in den Jahren 1836 bis 1838 die Limmat zu beiden Seiten der Wasserkirche geflossen ist.

Diese Insellage mitten in der Stadt muss auf die Besucher der Bibliothek grossen Eindruck gemacht haben. So verwundern sich, wie der Basler Buchdrucker Hans Jacob Genath 1640 schreibt, «viel frembder hoch- und nideres Stands Personen ab der lustbarkeit des Orts, zierlichen als in einer Insel gelegenen» Gebäudes ebensosehr wie an dem «bereits an Bücheren und anderen Rariteten gesamleten Schatzes»⁸.

Und auch die Bibliothekare der Wasserkirche waren stolz auf ihre Insel, wie aus ihren Dankesbriefen für empfangene Buchgeschenke zu ersehen ist, die sie häufig «in Bibliotheca civica insulae Tigurinae» datiert haben⁹.

Die 1679 entstehende Vereinigung von wissenschaftlich Interessierten geistlichen und weltlichen Standes, die sich jeden Dienstag auf der Bibliothek zu Vorträgen und Diskussionen zu versammeln pflegte, nennt sich «Collegium insulanum», eben-

⁷ Paul Nussberger: Vom Zürcher Schwimmsport in vergangener Zeit. In: David Bürklis Zürcher Kalender für das Jahr 1962, S. 58—63. — Meinem Kollegen Herrn Dr. B. Weber, Leiter der graphischen Sammlung der ZBZ, verdanke ich vergleichendes Bildmaterial und Daten zu diesem Abschnitt.

⁸ In der Vorrede des Druckers und Verlegers zur deutschen Ausgabe des Werks von William Perkins: *Casus conscientiae* (Basel: J. J. Genath, 1640).

⁹ Zwei so datierte Briefe befinden sich in der Hottinger'schen Briefsammlung, aufbewahrt in der ZBZ, Ms. F 68, Nr. 140 und 141, datiert 1658 bzw. 1660.

falls auf die Insellage Bezug nehmend; es ist die erste der Zürcher Bildungsgesellschaften, die für das politische und kulturelle Leben Zürichs zu Bedeutung und, dank verschiedener guter Köpfe, über die Grenzen hinaus zu Bekanntheit gelangt sind. Aber auch in übertragenem Sinne hat die Bibliothek in der Wasserkirche ein Inseldasein geführt, wo die herrschende konfessionelle Intoleranz gegen Abweichungen von der strengen Orthodoxie nie ganz eingedrungen, so dass hier ein Refugium für offnere Diskussion, Weltkenntnis und Bildung geblieben ist¹⁰. Für Glaubensflüchtlinge und Verfolgte wurde von hier aus tätige Solidarität geübt: So hat der amyraldisch gesinnte, d. h. vom strengen Dogma der Prädestination abgewichene hugenottische Theologe Jean Daillé junior, durch die Revokation des Edikts von Nantes 1687 zur Emigration gezwungen, zwar in Zürich sein geistliches Amt nicht ausüben können; da er aber schon von Paris aus während vieler Jahre Bücher für die Zürcher Bibliothek besorgt hatte, wurde er nun zum Kurator der Bürgerbibliothek ernannt, welches Amt er, im Hause von Professor Heidegger lebend, bis zu seinem Tode ausgeübt hat¹¹.

Wenn der Blick des geschichts- und ortskundigen Betrachters vom Bild der Wasserkirche weg zum jenseitigen Ufer schweift, so erwartet er den Hottingerturm zu sehen und die Häuserkulissen der Stadt, überragt von den Türmen des Grossmünsters.

An ihrer Stelle wölben sich hinter festen Ufermauern merkwürdig ungeformte Erdhaufen. Wer die Stadtgeschichte kennt, errät: hier erbauen die Zürcher ihre letzte Stadtbefestigung. Hier weicht der Künstler von der ortsgetreuen Wirklichkeit ab: Er bildet ab, was er irgendwo vor den Toren der linksufrigen Stadt gesehen hat. Dort war inzwischen das grosse Verteidigungswerk

¹⁰ Alexander Schweizer: Die theologisch-ethischen Zustände der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts in der zürcherischen Kirche. Zürich 1857, bes. S. 8 und 34ff. — Derselbe: Die Entstehung der helvetischen Consensus-Formel... In: Niedners Zeitschrift für historische Theologie, 1860, S. 122—148. — Hans Schaffert: Eine ökumenische Gestalt in Zürich: Johann Heinrich Heidegger... 1633—1698... Zürich 1975.

¹¹ Johann Jakob Wagner: Historia bibliothecae Tigurinorum civicae. Un gedruckt. Wagners Autograph von 1683, aufbewahrt in der ZBZ, Ms. J 228, S. 53—54. — Martin Germann: L'éditeur genevois Johann Hermann Widerhold et le public savant à Zurich vers 1670. Publikation geplant in: Actes du Colloque international sur l'histoire de l'imprimerie et du livre à Genève... 1978, ca. 1980/1981.

angelangt, das 1642, also zur Zeit von Venators Besuch in Zürich, begonnen worden war¹². Der Dichter hat schon in der dritten Zeile die Festungsbaukunst erwähnt und vielleicht auf die Zürcher Befestigungsarbeiten angespielt; der Künstler hat diese Anspielung aufgenommen. Mit Hilfe einer Lupe vermeint man, auf den Erdhaufen den Geometer mit seinen Gehilfen an der Arbeit zu sehen, mit Messlatten und -stangen hantierend.

Indem der Radierer die beiden für sich topographisch richtigen Ansichten miteinander kombiniert, verzichtet er für das Ganze auf Ortstreue: Er gibt keine Vedute der Stadt Zürich mit der Wasserkirche als Mittelpunkt. Seine Komposition hat einen anderen Zweck. Die Verfremdung der Wirklichkeit dient zur Erzeugung eines allegorischen Bildes und erhebt dadurch die Aussage des Dichters auf eine höhere Ebene der Bedeutung. Vielleicht von der Jugend, an die das Blatt hauptsächlich gerichtet war, gewiss aber von interessierten Erwachsenen wurde er verstanden: man war noch nicht von Bildern überschwemmt, sondern hatte Zeit zur Betrachtung und Enträtselung eines Bildes: Allegorie, Emblematik und Bilderrätsel gehören ja, genau wie die üppig wuchernde Gelegenheitsdichtung, zur Zeit der Spätrenaissance und des Barock. So mag ein Zeitgenosse gedeutet haben:

Hier die fest auf den Felsen in der Limmat gebaute Wasserkirche, darin die vom Gemeinwesen geförderte Bibliothek, davor die unbeschwert sich tummelnde Jugend, an der Pforte zur Bibliothek ein Wissensbegieriger, der Einlass begehrt: Dies ist ein Bild des Friedens.

Dort die Darstellung der Verteidigungsvorbereitungen: harte Männerarbeit, wüste Landschaft, am Horizont drohende Gewitterwolken, Sinnbilder für den Krieg.

Das Bild ist eine Allegorie auf die beiden Themen des Gedichts, auf Krieg und Frieden.

Kein Zweifel, dass die besondere Lage des Ortes zu solcher Auffassung herausgefordert hat: Kann doch die Allegorie, durchaus der Zeitauffassung entsprechend, wie unten gezeigt werden wird, noch weiter verfolgt werden: Der Fluss als Sinnbild des vergänglichen Lebens und Geschehens fliesst vorbei an der Bi-

¹² Alfred Mantel: Geschichte der Zürcher Stadtbefestigung. Zürich 1919—21. (Neujahrsblatt der Feuerwerkergesellschaft, 1919—1921.)

bliothek, die als Insel im Fluss der Zeit steht und ihren Inhalt vor der Vergänglichkeit bewahrt: hier ist der Ort, wo Geschehenes zu Geschichte verarbeitet werden kann.

Ein Erasmianer in Zürich?

Wer aber ist der Dichter, der in lateinischen Distichen die Zürcher Bibliothek zur Allegorie des Friedens erhoben hat?

Balthasar Venator¹³ wurde 1594 als Sohn des Christoph Jäger — als angehender Humanist latinisierte er seinen Namen — im pfälzischen Dorfe Weingarten geboren; nach dem Besuch der Lateinschule bezog er 1613 die Heidelberger Universität, wo er klassische Philologie und Philosophie studierte. Seine dichterische Begabung war auffallend. Bereits als Zwanzigjähriger wurde er vom Rektor der Universität zum Poeta laureatus gekrönt. Von 1617 bis 1622 war er Sekretär am kurfürstlichen Hof und wurde dort mit den bedeutendsten Köpfen der blühenden Heidelberger Universität bekannt, unter anderem mit Jan Gruter, dem Professor für Geschichte und Bibliothekar an der pfälzischen Bibliothek, und mit dem jungen Dichter Martin Opitz, dem Librettisten der ersten deutschen Oper «Daphne» von Heinrich Schütz. Die Belagerung und Plünderung Heidelberg 1622 setzte auch der 1386 gegründeten Universität ein Ende. Professoren und Studenten, Venators gelehrte Freunde, wurden in alle Winde zerstreut. Wie andere, wurde auch Venator Erzieher und Hauslehrer. Als solcher bereiste er mit dem pfälzischen Erbprinzen später ganz Westeuropa. Von 1639 bis zu seinem Tode 1664 war er Landschreiber im pfälzischen Meisenheim am Glan, von wo aus er offenbar seine Zürcher Reise unternahm. Die Literaturwissenschaft schreibt ihm einige anonym publizierte fingierte Reisebeschreibungen (Utopica) zu. Einige wenige Briefe von ihm sind überliefert, davon knapp zwei Dutzend lateinische an den Zürcher Johann Heinrich Hottinger, der

¹³ Das folgende nach Paul Burghardt: Der politische Bussprediger Balthasar Venator, ein pfälzisch-zweibrückischer Hofrat, Landschreiber und Dichter. In: Die Rheinpfalz, Nr. 46, 13. Nov. 1954. — Heinz Ludwig: Balthasar Venator, ein Pfälzer Dichter des Frühbarock. In: Pfälzer Heimat, 24, 1973, S. 54—56. — Erich Volkmann: Balthasar Venator. Diss. phil. Berlin 1936.

von 1656 bis 1661 Professor an der wieder aufgerichteten Heidelberger Universität war; einem dieser Briefe, heute aufbewahrt in der Zentralbibliothek Zürich, ist zu entnehmen, dass Venator bei seinem Besuch 1642 oder 1643 von einem Zürcher Bekannten überredet worden ist, ein Gedicht auf die neugegründete Bibliothek zu schreiben, dass er aber auf die Uebersendung einiger Exemplare des Gedichts nicht einmal Antwort aus Zürich erhalten habe¹⁴.

Laut einem späteren Brief hat er Kenntnis, dass sein Gedicht von einem Zürcher ins Deutsche übersetzt werde; durch den Empfänger, Professor Hottinger in Heidelberg, lässt er den Ueersetzer grüssen¹⁵. Es handelt sich um Johann Wilhelm Simmler (1605—1672), Inspektor am Alumnat zum Fraumünster, der als Gelegenheitsdichter¹⁶ bekannt geworden ist und hier offenbar bereits den Text für ein weiteres Neujahrsblatt bereit gemacht hat.

Ueber Venators Geistes- und Bildungswelt gibt uns unser Lobgedicht weiteren Aufschluss, wenn auch, nach barocker Art versteckt in eine bildhafte, mit mythologischem Aufputz geschmückte Sprache.

¹⁴ Brief, dat. Meisenheim, 3. März 1659, an J. H. Hottinger in Heidelberg (ZBZ: Ms. F 75, Nr. 363). Venator hat dem Brief offenbar eine Abschrift des lateinischen Gedichts beigelegt, die jedoch nicht erhalten ist.

¹⁵ Brief, dat. Meisenheim, 1. März 1660, an J. H. Hottinger (ZBZ: Ms. F 75, Nr. 367).

¹⁶ Den Germanisten sind seine «Teutschen Gedichte», 1. Auflage Zürich 1648 (und drei weitere Auflagen bis 1688) bekannt, vgl. die Sammlung «Deutsche Barocklyrik» (Auswahl und Nachwort von Max Wehrli. 4. Aufl. Basel 1967); sie enthält ein Gedicht Simmlers (S. 118). Wehrli nennt ihn «der nüchterne Vertreter der Opitz-Kunst in der reformierten Schweiz». — Weniger höflich bezeichnet ihn S. Vögelin in der «Geschichte der Wasserkirche», a.a.O., S. 47, als «der allezeit fertige, aber sehr wässerige Poet». — Die Zeitgenossen und unmittelbaren Nachfahren haben ihn höher geschätzt; so sagt Johann Friedrich Meiss in seinem handschriftlichen «Lexicon geographico-heraldico-stemmatographicum urbis et agri Tigurini» von 1740/43 (ZBZ, Ms. E 58, Bd 6, f. 412 f.) von ihm: «Er war ein treffenlicher Poët und Musicant, wie ihm dessen sein Gesangbuch, so zum öfteren in 8° ediert worden, Zeugnis gibt». — Lit.: Joachim Schumacher: Johann Wilhelm Simmler; die Rezeption des Opitz-Barock in der deutschen Schweiz. Diss. phil. Heidelberg 1933. — Ernst Nägeli: Johann Wilhelm Simmler als Dichter. Diss. Zürich 1936. (Enthält eine aus den Quellen gearbeitete Biographie Simmlers.)

Die einfachere Metaphorik bewahrt Simmler in seiner deutschen Uebersetzung, die sich an die Jugend gerichtet hat. So erscheint Mars in der Eingangszeile als Vorbild für die heldenmütigen Krieger und ein zweites Mal als Flechter des Kranzes frevelhaften Ruhmes; dagegen erscheint Phöbus Apoll als Verleiher des echten, im Frieden gewonnenen Ruhmes.

Im lateinischen Text stehen weitere Metaphern, von denen eine herausgehoben sei; im ersten Distichon

«Exemplum dabit iste locus jucundus, amoenus
Et merito cultu dignus Apollineo»

wird die Bibliothek als würdiger Kultraum Apolls bezeichnet. Apoll ist der Sehergott, der Gott der Musen und Sänger; der Lorbeer ist ihm heilig, der im 25. Distichon gegen jenen frevelhaften der blutrünstigen Göttin Bellona¹⁷ gepriesen wird. Apolls Beiname ist Phöbus, der Strahlende; er ist Bewahrer der Weisheit und der Wissenschaft vor dem Zorn und Eifer der Fanatiker. Die Bibliotheken sind auf immer verbunden mit dem apollinischen Kult, seitdem Kaiser Oktavian Augustus im Jahre 36 v. Chr. dem Gott einen Tempel mit Säulenhalde gelobt und am 9. Oktober des Jahres 28 v. Chr. feierlich auf dem Palatin geweiht hat: mit dem Heiligtum war eine lateinische und eine griechische öffentliche Bibliothek verbunden, die Horaz in einem Brief an Augustus erwähnt¹⁸.

Erasmus haben wir schon bei der ersten Lektüre des Gedichtes, beim ersten Gedankensprung vom Zeughaus zur Bibliothek, zu hören vermeint. Die vierfach abfolgende Gegenüberstellung von Zeughaus, Kriegsruhm, Rüstung, Krieg zu Bibliothek, Büchern, Wissenschaft, Frieden, bestärkt uns darin. Der Fluch auf die Kriegsrüstung ist bezeichnend. Der Ton von Venators Gedicht passt zu allen Antikriegsschriften des Erasmus, in seiner

¹⁷ Bellona, eine asiatisch beeinflusste lateinische Kriegsgöttin, wurde in Rom in fanatischem Eifer verehrt. Sie freue sich am Blutrausch ihrer Verehrer, schreibt Horaz, Satyrae, Sermones, II, 3, Vers 223. Vgl. Lexikon der Alten Welt. Zürich 1965, Sp. 450 und 1803. — Eine Minerva-Bellona zierte von 1693 an den steinernen Brunnen vor dem Leuenhof (Weissen Leuen), worin sich seit jenem Jahr das Zeughaus für Musketen und Schanzwerkzeuge befand, laut Salomon Vögelin: Das alte Zürich. 2. Aufl. Zürich 1878, S. 568. — Eine Abbildung findet sich im Neujahrsblatt der Feuerwerker auf das Jahr 1870 als Titelvignette.

¹⁸ Horaz: Briefe, Buch II, Brief 1 (an Augustus), Vers 216.

Eindringlichkeit besonders zur «Klage des Friedens» aus dem Jahre 1517. Im zwanzigsten Vers sagt Venator:

«Vix ipsa in belli est prosperitate salus»,

was Simmler treffend übersetzt mit:

«dann auch beym besten Krieg ist wenig nuz und heil».

Man glaubt darin einen wörtlichen Anklang an jene Stelle in der «Klage des Friedens» zu hören, wo Erasmus auffordert, zu berechnen, ob je ein Krieg sich gelohnt habe:

«Si finge causam justissimam, finge exitum belli prosperrimum . . . et vide num tanti fuerit vincere»¹⁹.

Erasmus hat mit der althergebrachten Idee vom gerechten Krieg gebrochen. Waffen toleriert er nur im äussersten Fall zur Verteidigung. Sein Programm zur Verwirklichung des Friedens ist die «pietas et scientia», Frömmigkeit und Wissenschaft. Diese Idee hat er Zeit seines Lebens verfochten. Balthasar Venators Gedicht ist davon inspiriert und fasst die Idee des Erasmus zusammen im Wunsch des 21. Verspaars:

«Pacis opes, Pacisque artes, Pacisque decora
Aris sint vestris et diuturna focis!»

was Simmer getreu übersetzt mit:

«Des Fridens Schätz und Künst / und schöne nuzbarkeiten in euere Gebiet und Kirchen sich ausbreiten!»

Heinrich Ulrichs Programmschrift zur Gründung der Bürgerbibliothek, 1629

Als Kontrast und Ergänzung zu diesem dichterischen und künstlerischen Bild sollen im folgenden die Ideen untersucht werden, die die Zürcher Gründer der Bürgerbibliothek im Jahre 1629 bewegten. Es wird sich zeigen, wie weit der Erasmianer Venator die bei den Gründern wirkenden Vorstellungen über

¹⁹ Erasmus von Rotterdam: *Opera omnia* (Amsterdam 1969 ff.), Bd. 4, Teil 2, Zeile 779 ff.

Anlass, Sinn und Zweck der neuen Bibliothek gekannt und in seinem Gedicht verwendet hat.

Der Plan zu einer neuen, öffentlichen Bibliothek in Zürich war am 6. Februar 1629 im Hause des Professors für griechische Sprache, Heinrich Ulrich (1575—1630), gefasst worden²⁰. Hier hatten sich einige junge Zürcher, eben zurück von ihrer Bildungsreise durch «die kultivirtesten Länder Europas, namentlich Italien, Frankreich und England», zu einem Abendessen eingefunden. Es fiel das Gespräch auch auf die Bibliotheken, die sie im Ausland gesehen hatten, und auf ihren Wert als unentbehrliche Hilfsmittel der Gelehrsamkeit und Kultur jeder Art. Dies erzeugte natürlicherweise den Wunsch, dass ihre Vaterstadt auch etwas Aehnliches besitzen möchte, und dieser Wunsch führte zum Gedanken, hier ebenfalls zur Förderung der Wissenschaften und Künste, der Sprachkenntnisse und feinen Sitten eine allgemeine Bibliothek anzulegen.

Schon am nächsten Tag begann die Verwirklichung. Die Freunde brachten Bücher und Geld sowie andere Mitbürger, die sich an der Errichtung einer Bibliothek beteiligen wollten, in Professor Ulrichs Haus. Die Satzungen der Gesellschaft wurden festgelegt²¹, ein Donationenbuch für Buchgeschenke und ein Legatenbuch für Geldgeschenke²² angelegt.

Für die Werbung weiterer Mitglieder und als öffentlicher Aufruf zu Bücher- und Geldspenden verfasste Professor Ulrich eine Unterstützungs- und Programmschrift, die alsbald, ohne Nennung des Verfassers, gedruckt wurde, was ein Büchlein von 112 Seiten in Quartformat ergab, den Text in zwei Spalten deutsch und lateinisch enthaltend²³.

²⁰ In Zürich hatte nach der Reformation nur noch das Grossmünsterstift eine nennenswerte Bibliothek, die aber den Professoren vorbehalten war. Vgl. auch Ulrich Helfenstein: Geschichte der Wasserkirche und der Stadtbibliothek in Zürich. Zürich 1961, S. 10. — Das folgende nach S. Vögelin, a.a.O (s. Anm. 1), S. 40 ff.

²¹ Deutsch und lateinisch abgedruckt bei Vögelin, a.a.O., S. 57—60.

²² Beide heute aufbewahrt im Archiv der Stadtbibliothek, in der ZBZ (Arch. St 21 und 22).

²³ (Heinrich Ulrich:) *Bibliotheca nova Tigurinorum publico-privata...* Das ist: Neue Bibliothec, welche gemein und eigen einer... Burger-schafft... der Statt Zürych, der besten und ausserlessnisten Büchern... Zürich 1629. 4°. 112 S. Neudruck, mit Nachwort von Conrad Ulrich. Zürich: Zentralbibliothek 1979. — Die im folgenden Text genannten Seitenzahlen beziehen sich auf diese Schrift.

Der Text ist unterteilt in drei Hauptabschnitte: Im ersten Teil stellt Ulrich die Argumente zusammen, mit denen den verschiedenen Einwänden der Bibliotheksgegner entgegengetreten werden kann. Der zweite Teil spricht über den Nutzen der Bibliothek für das gemeine Wohl; der dritte bespricht den geschichtlichen Anlass zur Gründung von Bibliotheken im allgemeinen und der Zürcher Bibliothek im besonderen.

1. Wie denjenigen zu begegnen, die den Bibliotheken zuwider sind

Den ersten Einwand, dass eine öffentliche Bibliothek unnötig sei, da jeder seine Bücher selber kaufen könne, verweist Ulrich mit dem Hinweis auf die weniger vermöglichen Mitbürger.

Ein zweites Argument sei, dass «vil Läsen und Studieren die notwendigen Kriegsübungen verhindere». Ulrich bejaht die Notwendigkeit der militärischen Uebungen (S. 17, ebenso S. 102), aber zeigt, dass Lesen und Studieren ebenso wichtig sind wie die militärische Ausbildung; er begründet dies mit Beispielen aus der Geschichte Israels und Roms (S. 18—22). So habe Cicero, «der aller weiseste und beredtiste Burgermeister ze Rom», versichert: «Die Kriegsmacht da aussen im Feld richtet wenig aus, wo nicht zu Haus gute Ratschläge und Resolution vorgegangen» (S. 18), und der römische Militärschriftsteller Vegetius (Flavius Vegetius Renatus, um 400 n. Chr.) habe gezeigt, dass Tapferkeit vor dem Feinde zwar einer Generation, das zum Nutzen der Republik Geschriebene aber immerdar nütze (S. 22).

Beim dritten Einwurf wird Ulrich grob: Wer sich nie für geistige Dinge interessiert habe, sei ohne Vernunft, also seien Vernunftgründe gegen diese Gegner unnütz, und er fährt fort: Solches Gesindels aber ist heute eine grosse Anzahl, dann die guldine Zeit der grünenden freyen Künste und Sprachen ist vorüber . . . (S. 23). Damit gibt er uns Einblick in seine Geschichtsauffassung (die man aber nicht einfach als pessimistisch bezeichnen kann, wie wir noch sehen werden) und in seine Befürchtungen für die nahe Zukunft: «Die guten loblichen Künst werden auswandern . . . Die Tünckle und Finsternus der rauhen barbarischen Unwissenheit ist allernechst vor der Türen und spreitet sich vast durch gantz Europam aus» (S. 24). In dieser bedenklichen Zeit müsse auch Zürich eine öffentliche Bibliothek haben.

Die vierte und fünfte Reserve, die sich gegen die menschlichen Schwächen der bucherbesitzenden und lesenden Gelehrten richten, werden in richtige Perspektive gesetzt; sie zeigen Ulrichs interessantes, ganzheitliches Bildungsideal.

Den sechsten Einwand, dass Studieren und Lesen viel Mühe, Zeit und Kosten erfordere, verweist Ulrich durch Hinweis auf die Käuflichkeit anderer Güter mit Geld; diese aber erwerbe man mit Mühe und Fleiss (S. 33).

2. Gründe aus alten und neuen Scribenten, warum Glehrte (Gelehrsamkeit), Weisheit und Tugend vermittelst der Bibliotheken geauffnet und fortgepflanzet werden mögind

Bibliotheken seien erstens die Hüterinnen des rechten Bibeltextes, damit die Wahrheit der Bibel bestehen bleibt (S. 35), und bewahrten zweitens die Schriften der Kirchenväter und -lehrer vor Verlust und Verfälschung (S. 37 f.). Zur Erforschung der biblischen Wahrheit ist Textkritik notwendig; dazu müssen die ältesten Texte herangezogen werden. Dazu dient auch die Chronologie, die für die weltliche Geschichtsschreibung ebenfalls notwendig ist. Das Wesen der Geschichte sei die Wahrheit (S. 40); um geschichtliche Ereignisse kennenzulernen, beginne man mit dem Studium der ältesten Zeugnisse und verfolge dann die späteren Deutungen und Meinungen (S. 48). Für die Aufbewahrung der Dokumente und Texte dienen öffentliche Bibliotheken am besten.

Für den Fall, viertens, dass private Bibliotheken zerstreut werden, müssen die öffentlichen bestehen bleiben; Ulrich fordert auf zum Wettbewerb unter den Bibliotheksträgern, Königen, Fürsten, Republiken. Er zählt die Gefahren auf: Naturgewalten, menschliche Nachlässigkeit, willentliche Zerstörung aus Hass gegen die Religion, aus Verachtung der Bücher, aus barbarischem Ungestüm und Tobsucht (S. 51).

3. Ursachen und Anlässe zur Gründung einer Bibliothek in dieser jetzigen schweren und kläglichen Kriegs- und Verfolgungszeit

Ulrich analysiert die bedenkliche Lage des Protestantismus: Der erste Teil des Dreissigjährigen Krieges, der böhmisch-pfäl-

zische Krieg, 1618—1623, war mit einem habsburgischen Sieg beendet worden; wie in den österreichischen Erblanden Kärnten und Steiermark, so erfolgte nun auch in Böhmen und in der Pfalz die Rekatholisierung mit allen Mitteln. Durch den erneuten Ausbruch des Freiheitskrieges gegen Spanien und durch innere Wirren waren die Niederlande in Bedrängnis. Wallenstein, seit 1625 Befehlshaber aller kaiserlichen Truppen, besiegte mit seiner Armee Dänemark und wurde 1628 zum «General der ozeanischen und baltischen Meere» ernannt. Damit drohte auch dem protestantischen Schweden Gefahr. In Frankreich war 1628 die wichtige hugenottische Seefestung La Rochelle in die Hände des Königs gefallen, womit die militärische Niederlage der Hugenotten besiegelt war. Stralsund an der Ostsee war nur dank dem Eingreifen der Schweden vor dem Fall bewahrt worden. Vor dem Eintritt der Schweden in den Krieg war damit ein Höhepunkt kaiserlich-habsburgischer militärischer Machtstellung erreicht. In ganz Europa war der Protestantismus in Bedrängnis.

In Zürich, das mit allen reformierten Kräften stark verbunden war, registrierte man die Gefahr. Schwächere Gemüter befürchteten ein Wahrwerden der Prophezeiungen, dass die reformierte Lehre hundert Jahre nicht überdauern werde.

«In den Kriegen, die jetzt über Europa toben, sind . . . fast alle reformierten Kirchen und Hochschulen Deutschlands und Frankreichs zerstört, ihre Bibliotheken zerstreut, versteckt oder der Vernichtung übergeben» worden, sagt Ulrich (S. 52). Niemand konnte voraussagen, wieweit der Krieg seine Kreise noch ziehen würde. Unterliegende aber konnten nicht auf Schonung hoffen. Das hatte der Fall des befreundeten Heidelberg gezeigt, dem man die Bibliothek genommen hatte. «Und wer will sich können Weinens und Traurens enthalten, wann er nur gedencken, geschweigen vil reden soll von der fürtrefflichen Bibliothec der in der gantzen Christenheit weit berümbten Hohen Schul und Universitet zu Heidelberg? . . . Und aber, ach des Jammers! Als die Statt Heidelberg vom Tilli eroberet und eingenommen worden ist, ist bald hernach selbige Bibliothec, welche für alle Schulen des gantzen Teutschen Landts, den Lehrenden und Lernenden, in allen Künsten und Sprachen eintzig und allein gnugsam seyn möchte, mit viel Wagen und Kahrenlesten, mit grossem Bedauern und Wehklagen vieler frommer Herzen aus der churfürstlichen Pfaltz hinweg in das welsche Land einhin naher Rom . . .

geführt worden. Danaher dann alsbalden . . . viel jubilierens, triumphierens und Frohlockens . . . sam (als ob) es umb den Religionshandel der Evangelischen allerdings aus und nunmehr ganz geschehen sey, und solche darnieder ligge, und sich die Reformierten nicht mehr werdind sehen, hören noch regen dürfen» (S. 60/61).

Schon im vorangehenden Jahrhundert erkannte Konrad Gessner die Verletzlichkeit von Büchern und Bibliotheken, was ihn bewog, eine Bibliographie der Weltliteratur zu erstellen. Im Vorwort zu seinem im Jahre 1545 bei Froschauer in Zürich unter dem Titel «Bibliotheca universalis» publizierten Werk betrachtete er den Verlust der antiken Bibliotheken und beklagte die zu seinen Lebzeiten, nach der gegen die Türken 1525 verlorenen Schlacht von Mohacs zerstörte öffentliche Bibliothek des Königs Matthias Corvinus (1458—1490) in Budapest^{23a}. Betroffen von diesem Ereignis unternahm es Gessner, alle lateinischen, griechischen und hebräischen Autoren und ihre Werke, die gedruckten und die handschriftlich überlieferten, die erhaltenen und die verschollenen, bibliographisch zu verzeichnen und kurz zu charakterisieren, um sie vor ähnlichen Katastrophen zu sichern. Gleichzeitig sollte sein Werk eine Vorarbeit sein für später zu gründende Bibliotheken.

In Zürich war es achtzig Jahre später so weit: Heinrich Ulrich sah Staatswesen und Glaube der Protestanten in Gefahr; zu ihrem Schutz wollte er Bibliotheken gründen: «So will es jetzund die höchste Nothwendigkeit erfordern, dass nicht so fest die zuvor aufgerichteten Bibliotheken wohl verwahrt, als neue errichtet und um Schutz, Rettung und Erhaltung der Wahrheit willen unversehrt erhalten und auf die Nachkommen fort gepflanzt werden» (S. 53).

Der ganze dritte Teil, fast die Hälfte des Büchleins, handelt nun von dieser Gefahr und von der Notwendigkeit, Bibliotheken zu gründen. Die Bücher müssen «fleissig aufzuhalten, wohl verwahrt und ihr Untergang verhütet» werden (S. 62). Aber es geht Ulrich nicht nur um Konservierung der Bücher; es geht ihm um die Bewahrung der grundlegenden Texte der christlichen Reli-

^{23a} Bibliotheca Corviniana; die Bibliothek des Königs Matthias Corvinus von Ungarn: Von Csaba Csapodi, Klára Csapodi (u. a.). Aus dem Ungarischen von Géza Engl (u. a.). München 1969; besonders S. 23 und 28 ff.

gion in erster Linie, aber auch um jene aller Kultur, die weitergegeben werden müssen, damit dauernd daran gearbeitet werden kann, um die Welt nicht in Barbarei versinken zu lassen.

Die Zensurmassnahmen im Gefolge des Konzils von Trient (1543—1563) gefährdeten alle protestantischen Texte, nicht bloss durch Verbot ihrer Lektüre, ihrer Verbreitung und ihres Besitzes, sondern auch durch Massnahmen der Expurgation, der Herstellung von gereinigten Ausgaben (Ulrich verdeutscht mit «Bücherfegung»), sogar der Schriften der Kirchenväter (S. 70).

Ulrich sieht die Gefahr, aber er wird von der Angst nicht überwältigt; sein Glaube an den Bestand der guten Sache ist stärker: Die Massnahmen sind ihm ein Zeichen der Furcht und Verzagtheit der Gegner (S. 68). Ueber den Ausgang der Tragödie mutmasst er, dass es keine Herrschaft gebe, die nur mit Lug und Trug gesichert werden könne; seine Ueberzeugung ist, dass Menschen bezwungen werden können, Papier und Bücher vernichtet; «aber die liebe Wahrheit bleibt unüberwindlich, frey, ledig und unsterblich, die ihre Bekänner und Retter mit ewiger Belohnung wird begaben und erfreuen» (S. 88).

Damit ist er wieder bei der Notwendigkeit der Bibliotheken angelangt: Regenten und Republiken gebühre es, Bibliotheken zu errichten; denn wie in der bedrohten Stadt, wenn dem Bürger die Waffen genommen sind, nichts mehr gegen eindringende Feinde auszurichten ist, so in der Kirche zu Verfolgungszeiten ohne Bücher (S. 97). «Die Bücher der besten, alten Schriftsteller seygind unsere Vestungen», ruft er aus (S. 100) und fährt fort: «Lassend uns sammlen allerhand Gattungen der nutzlichsten Authorum und Scribenten, lassend uns anstellen Bibliothecas . . . lassend uns durch dies Mittel Vestenen und Schanzen der Tugend und Zeughäuser der Weisheit aufbauen und befestnen und hiermit unseren Fleiss und Fürsorg und Eifer gegen den gemeinen Studiis und nutzlicher Sprachen bezeugen . . .» (S. 101).

Auf die Empfehlung, die Kriegswaffen in Zürich häufiger zu üben, folgt die Aufforderung: wie viel mehr sollte dann eine allgemeine Bibliothek aufgerüstet werden (S. 102). Sie nützt dem Einzelnen und durch ihn dem Staatswesen; sie erlaubt die Zweisprache mit Gott, mit seinen Freunden und Dienern, den Propheten, Aposteln und Kirchenvätern, mit den Frömmsten und Vernünftigsten unter den Heiden, wie Platon und Aristoteles, wie auch mit den glaubwürdigsten Geschichtsschreibern, den

bestberatenen Politikern, den vorsichtigsten Feldherren, den erfahrensten Aerzten aller Zeiten . . . (S. 102).

Die dann folgende Aufzählung aller möglichen Sammelgegenstände zeigt, dass es den Gründern nicht bloss um eine Büchersammlung zu tun war, sondern dass sie ein Museum anstrebten, wie es dann in der Wasserkirche wirklich, trotz des Widerstandes einer eher puristisch eingestellten Gruppe innerhalb der Zürcher Kirche, zustande gekommen ist.

Ulrichs Schrift — die als sein Testament bezeichnet werden könnte, hat er doch die Bibliotheksgründung nur um ein Jahr überlebt — schliesst mit dem Lob der Gründer und dem Aufruf an alle Mitbürger, denen die Studien, Lehre, Ehre und Tugenden ein Anliegen sind, sich durch Bücher- und Geldgeschenke zu beteiligen, und ruft Gottes Schutz an vor Zwietracht, Krieg, Feuer, Epidemien, Teuerung, Hungersnot und Verfolgung.

Arte et Marte: Durch Wissenschaft und Waffen

So lautete die Devise der Bürgerbibliothek von Anfang an. Das Bibliothekswappen zeigt ein geöffnetes Buch auf zwei gekreuzten Schwertern, darüber ein schräg links geteiltes Zürcher Standeswappen und das Schriftband «Arte et Marte». In dieser Form wurde das Wappen eingefügt in die Titelminiatur des Donationenbuchs²⁴; das Wappen diente auch als Bibliotheksstempel²⁵, der allerdings offenbar nur wenige Jahre in Gebrauch gewesen ist, da sich sein Abdruck nur in wenigen Bänden der Bibliothek findet.

²⁴ Zitiert in Anm. 22; eine farbige Abbildung des Titelblatts befindet sich beim Artikel von Jean-Pierre Bodmer über die Handschriftenabteilung der Zentralbibliothek Zürich, im Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1973.

²⁵ Hier abgebildet nach dem Abdruck im Titelblatt des Werks von Johannes Matthäus Meyfart: Christliche Erinnerung . . . Erfurt 1636, im Exemplar der Bürgerbibliothek (heute der ZBZ, mit der Signatur H 171). — Masse des Stempelbilds: Höhe 22 mm, Breite 17 mm. — Fotografie angefertigt durch M. Egli, Fotostelle der ZBZ. — Dieser Stempelabdruck, ebenso wie weitere, in Bänden der ZBZ vorkommende, ist mit schwarzer Farbe angebracht worden; es kann nicht ausgeschlossen werden, dass der Stempel auch zur Blind- oder Goldprägung von Supralibros verwendet worden ist.



Woher die Bibliotheksgründer die Devise gekannt haben, ist unbekannt. Mindestens acht Adelsfamilien Englands und Frankreichs tragen sie²⁶. Entweder hat sie einer der weitgereisten Zürcher Bibliotheksgründer nach Hause gebracht, oder dann stammt sie aus einem der seinerzeit berühmten Emblembücher²⁷. Jedenfalls war darin offenbar die Ueberzeugung und der Wille der Gründer am treffendsten ausgedrückt.

Venator hat den Sinnspruch in Zürich selbstverständlich kennengelernt und hat ihn in seinem Lobgedicht variieren wollen. Professor Ulrich war damals schon mehr als zehn Jahre tot, aber seine Programmschrift gab Venator klaren Aufschluss über die Geisteshaltung der Gründer.

Mit Ulrich verband ihn die Hochschätzung der Bibliothek als des zentralen Orts für die geistige Betätigung, Religion und Kultur einer Stadt. Beide wirkten für die besten Kräfte ihres Jahrhunderts, über dessen Stil Max Wehrli gesagt hat: «Der Barockstil . . . stellt einen letzten grandiosen Versuch dar, die bestimmenden antiken und christlichen Mächte des Abendlandes zum klaren Ausgleich zu bringen»²⁸.

Venator spricht eher als Humanist, Ulrich eher als Protestant; beide erkennen die bedrohliche Lage. Gefahr für Bibliotheken bedeutet Gefahr für das geistige Leben, für Kultur und Tradition. Beiden liegt an der unverfälschten Ueberlieferung der grundlegenden abendländischen Texte, an der freien Diskussion von Ideen, am reformatorischen Erbe. Der eine verflucht die Waffen: sie haben die Verschleppung der Bibliothek seiner Universitätsstadt nicht verhindern können; der andere kennt zwar den Wert der Waffen für die Verteidigung, aber weiß, dass militärische Macht wenig hilft, wo das Bewusstsein für das zu Verteidigende fehlt. Dieses Bewusstsein wollte Venator ebenso wie Ulrich und seine jugendlichen Mitbegründer der Bibliothek fördern.

²⁶ Nachweis bei J. Dielitz: *Die Wahl- und Denksprüche . . .* Frankfurt a. M. 1884, S. 22, sowie bei A. Chassant und H. Tausin: *Dictionnaire des devises historiques et héraldiques*. Paris 1878, S. 22.

²⁷ Z.B. aus Gabriel Rollenhagen: *Nucleus emblematum selectissimorum . . .* Arnheim 1611, als Nr. 68. Abgebildet bei Arthur Henkel und Albrecht Schöne: *Emblematum; Handbuch zur Sinnbildkunst des 16. und 17. Jahrhunderts*. Stuttgart 1967, Sp. 1739.

²⁸ Deutsche Barocklyrik, a.a.O. (siehe Anm. 16), Nachwort, S. 209.